weise Prediger aus Iserlohn dort gewesen und gepredigt hätten. Pastor Störing habe wegen der Pestseuche anfangs außerhalb des Dorfes predigen müssen.

Soweit seien im wesentlichen die oft wunderlichen Aussagen der Zeugen mitgeteilt, die sich wegen ihres Gemisches von Juristen-Deutsch und Latein nicht für eine wörtliche Wiedergabe eignen. Das Urteil im Rechtsstreit, das die landesherrliche Zustimmung fand, ging auf Grund der Aussagen, die, wie bereits bemerkt, nur die Ansicht der lutherischen Seite zum Ausdruck brachten, dahin, daß die lutherische Partei im Besitze der strittigen Güter blieb. Die Katholiken wurden mit ihren Ansprüchen abgewiesen.

Out de Kummaude

Ein schreckliches Unglück ereignete sich im Dezember des Jahres 1817 auf der Ruhr. Damals reiste der Gewehrfabrikant Fr. Beck, ein Lütticher, mit seiner Frau und vier Kindern zu Wasser nach einer bei Hattingen liegenden Gewehrfabrik. Eine halbe Stunde vom Ziel der Reise sank das Schiff; die ganze Familie wurde ein Raub des Stromes. Der Vater hatte sich durch Schwimmen ans Ufer gerettet, ein Schiffsknecht reichte ihm die Hand, um ihn vollends aufs Trockene zu ziehen. Da sah er seine Frau noch im Strom; er stürzte sich sogleich wieder hinein, schwamm zu ihr, sie umklammerte ihn, und so sank er mit ihr in die Tiefe. Man hat ihn nicht wieder gesehen. Dieser traurige Vorfall begeisterte den damaligen Landrichter Rautert in Hattingen, der auch sonst im literarischen Leben unserer Heimat ein nicht ganz Unbekannter ist, zu folgender Ballade, die in der Nr. 56 des Rhein.-Westf. Anzeigers vom Jahre 1819 erschien und die Ueberschrift trägt:

Treue.

Wohl singt man von Freundschaft, wohl singt
[man vom Glück]
Der Liebe im rosigen Lenze,
Doch alles läßt Liebe der Gatten zurück,
Nur dieser gebühren die Kränze!
Im Unglück da ist sie ein tröstender Stab,
Sie heitert das Leben, sie folgt bis an Grab.

Was stürmen die Winde, was woget die Flut?
Ach, Schifflein, du eilst so behende,
Als könntest du nicht die gefahrvolle Wut
Des Ruhrstroms, sie kennt oft kein Ende.
Ja, wer sich den Leichten, den Wellen vertraut,
Der hat seiner Zukunft nicht Pfeiler gebaut!

Im Schifflein da weilet ein fränkischer Mann,
Die Gattin, den Säugling am Herzen;
Sie sehn nicht Gefahr, nicht den Schrecken sich
[nah'n,
Die Kinder, sie spielen und scherzen.
Oft tanzet, ein Nachbar des Todes, der Scherz,
Der Tod schwingt die Sichel, zerknicket das Herz.

Drei Söhne des Mannes, die Tochter so zart,
Noch lachet den Eltern die Wonne. —
Da stocket so gräßlich der Glücklichen Fahrt,
Die Sturmnacht verdunkelt die Sonne,
Und plötzlich, so plötzlich am drohenden Riff,
Da stockt es, da sinket das fliegende Schiff.

Die Kinder verschlungen von tobender Flut,
Die Mutter geschleppt von den Wellen,
Der Vater, ihn wirft wohl der Strom, seine Wut,
Doch kann er die Eiche nicht fällen;
Denn Liebe des Vaters, des Gatten, besteht,
Bis Kraft, bis der Funken des Lebens vergeht.

Der Schwimmer, er naht sich dem Ufer, da beut
Ein Schiffer ihm rettend die Hände,
Doch plötzlich, als wenn ihn das Schwimmen
[gereut,
Als wenn jetzt die Lebenslust schwände,
Er wendet zur Gattin, zum Strome den Blick,
Dann stößt er den rettenden Schiffer zurück.

Die Gattin, sie kämpft mit des Stromes Gewalt,
Er sieht sie, die Mutter, bald sinken,
Da stürzt er zurück sich, erreicht sie bald,
Schon sieht sie die Rettung ihr winken;
Doch wenn uns so nahe die Rettung erscheint,
Wie oft ist der Tod mit der Hoffnung vereint!

Er faßt jetzt die Gattin. Mit krampfhaftem Arm
Ergreift sie den Gatten, den Schwimmer.
Er stöhnet und hält sie; es wird ihm so warm,
Und plötzlich da sinkt er, die Kraft ihm vergeht,
Bald hört man ein kurzes Gewimmer,
Er sinkt — aus der Tiefe keiner ersteht.

Man sah nicht die Mutter, den Vater nicht mehr,
Auch klagten jetzt nimmer die Kleinen.
Der Tod stillt ja alles, nein keiner, wie er,
Gibt Ruhe, stillt Klagen und Weinen;
Jetzt schlafen sie alle, das Stürmen verschwand,
Es führte der Strom sie ins bessere Land.

Wohl singt man von Freundschaft, wohl singt
[man vom Glück
Der Liebe im rosigen Lenze;
Doch alles läßt ehliche Treue zurück,
Nur dieser gebühren die Kränze.
Im Unglück, da ist sie ein tröstender Stab,
Sie heitert das Leben, folgt über das Grab.

Bejahung.

Novembernebel trüben den Tag,
Trüben den Blick, lähmen Wollen und Sinnen,
Und wie die Nebelgeister von hinnen
Graue Gedanken machen uns zag'.

Dennoch — wie in des Lenzes Zeiten,
So in der Spätzeit dunkeln Tagen
Woll'n frohen Mut's unsre Wege wir schreiten,
Tapfer wagen, streiten und schlagen,
Wollen mit starken Kräften und Willen
Bannen des Alltags lähmende Grillen,
Im mühenden Ringen
Mannhaft bezwingen
Der Dunkelheit Nöte, all' Trübsal im Leben,
Und so aus dem Dunkel ins Helle streben.

K. Weiland, Lüdenscheid.

Süderland

Heimatblatt für den südlichen Teil der Grafschaft Mark

Schriftleitung: Ferdinand Schmidt, Burg Altena i. Westf. Fernsprecher Nr. 476. — **Druck und Verlag:** P. A. Santz, Altena i. Westf., Kirchstraße 26, Fernsprecher Nr. 2247.

Erscheinungsweise: Halbmonatl. als Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung. Sonderbezug kann durch die Post erfolgen. (Preis für 1 Jahrg. geh. 3 Goldmark)

Nummer 21 u. 22 | Altena, Ende November 1929 | 7. Jahrgang

Die Nebelfrau.

Die Nebelfrau zieht durch das Land
In wallendem Talare,
Von matten Perlen glänzt ein Band
In ihrem Silberhaare.
Sie schwebet langsam über's Tal,
Die grauen Schleier wogen,
Und Feld und Wald trägt nun ihr Mal
Dort, wo sie hergezogen.

Der Nebelschleier feiner Hauch
Legt sich, wie tausend Perlen,
Auf Weg und Steg, auf Baum und Strauch,
Auf Rain und Stein und Erlen.
Des Gartens letzte Blumen still
Die Todesbotin grüßen,
Es sinkt des Sommers Duftidyll
Nun sterbend ihr zu Füßen.

Denn, wo ihr kühler Atem streicht,
Muß Sommerfreude scheiden.
Und hinter ihr das Sterben schleicht —
Es klagen Wald und Heiden —
Im Silberreif erstirbt die Au,
Erblüht im Lebenswahne — —
Das tat die kalte Nebelfrau,
Des Winters böse Ahne. —

Georg Alfred Vorsteher.

Einiges aus der Geschichte der Eisen- und Stahldrahtfabrik und der Osemundsschmiede in der Grafschaft Mark.

Von Ferd. Goecke (früher Elverlingsen).

Dieser Aufsatz wurde 1835 von dem früheren Mitinhaber der Firma Aldehoff u. Goecke in Elverlingsen im Siegenr Wochenblatt veröffentlicht.

Den Lesern des Wochenblatts wird eine Mittheilung aus der Geschichte der Eisen- und Stahldrath-Fabrik und der Osemundsschmiede in der Grafschaft Mark nicht unangenehm sein, besonders da das Fürstenthum Siegen, die Grafschaft Sayn-Altenkirchen und der Freie Grund seit Jahrhunderten das Material (Roheisen, Rohstahl und Stabeisen) zu diesen Fabriken geliefert haben, wodurch diese Landestheile, obgleich früher politisch getrennt, doch in commerzieller Hinsicht von jeher eng verbunden gewesen sind. Die Geschichte liefert zugleich den Beweis, wie die besten, segensreichsten Einrichtungen zum größten Nachtheil führen können, wenn sie sich überleben und nicht zeitgemäß abgeändert werden, besonders aber, wie gefährlich es ist, Fabrikwerken durch Monopole und Zunfteinrichtungen einen imaginairen Werth zu geben.

Die Eisendrath-Fabrik ist eine der wichtigsten, man darf sagen die wichtigste Eisenfabrik in Rheinland und Westphalen. Sie hat seit undenklichen Jahren Leben und Wohlstand in den Kreisen Altena und Iserlohn verbreitet, einen bedeutenden Handelsartikel geliefert und auf die Roheisen-Produktion in der Grafschaft Sayn-Altenkirchen den wichtigsten Einfluß gehabt. Von ihrer Entstehung hat man keine sichere Nachricht, und die Zeitgenossen haben die Namen der ersten Gründer, welche so gerechten Anspruch auf den Dank der Nachkommen haben, nicht überliefert. Die Städte Altena, Iserlohn und Lüdenscheid behaupten jede den Ruhm des ersten Ursprungs, ohne jedoch dafür Beweise aufweisen zu können.

Die Stahldrath-Fabrik ist im 30jährigen Kriege von Nürnberg nach Altena gebracht. Sie ist viel jünger als die Eisendrath-Fabrik und ihr Ursprung bekannt. Der Stahldrath wird an die Nähnadelfabriken abgesetzt. Da die mehrsten Nadeln gegenwärtig von Eisendrath gemacht werden, so hat die Stahldrathfabrik viel von ihrer früheren Wichtigkeit verloren.

Mit der Eisendrath-Fabrik stand die Osemundsschmiede in der engsten Verbindung, weil sie früher ausschließlich das Eisen zu dem Draht lieferte, bis später dazu auch Stabeisen genommen wurde. Die Geschichte dieser Frischmethode verliert sich ebenfalls in die Dunkelheiten des Alterthums. Einer Sage nach soll sie durch aus dem 30jährigen Kriege zurückgebliebene Schweden, so wie sie nachher bestanden

hat, eingerichtet sein; allein diese Sage entbehrt schon deshalb der Glaubwürdigkeit, weil die Schwedische Osemundsschmiede von der Märkischen sehr verschieden ist. Es sei erlaubt, den Ursprung anders zu deuten. In den Bergschluchten des Altenaischen Kreises findet man noch jetzt an vielen Stellen unter der Dammerde Haufen von Schlacken (Sindern). An solchen Stellen wird man in sogenannten Bauernöfen aus Eisenstein, welcher in Nestern vorkam, das Eisen zu den nöthigen Geräthschaften gefertigt haben. Ein aufmerksamer Arbeiter mag gefunden haben, daß das flüssige Eisen, welches sich an seinen Spieß setzte, das beste war, und solches Osemund genannt haben. So werden zuerst Hand-Osemundsschmiede entstanden sein, die zu der nachherigen Vervollkommnung führten. Daß solche Hand-Osemundsschmiede bestanden haben, beweist schon die dieser Frischmethode übliche Eintheilung des Gewichts in Karren, Orthe und Becken (ein hölzernes Gefäß). Der Arbeiter wird das Produkt des Tages in einem Becken mit nach Hause genommen haben und so die Gewichtbenennung entstanden sein.

Die Osemundsschmiede ist eine Anlaufsschmiede und liefert ein zähes, dehnbares Eisen von vorzüglicher Qualität. Man glaubte früher, nur von Osemund könne guter Drath gefertigt werden, daher das plattdeutsche Sprüchwort: „Osemund, dat giet de Draoth." An einer Anlaufsstange wickelt der Schmied von dem gefrischten Eisen so viel auf, als er haben will, hält den Klumpen in Strich des Gebläses und bringt ihn demnach unter den Hammer. Wenn auch das Ausrecken des aufgewickelten Eisens keine besonders beschwerliche Arbeit ist, so erfordert doch das Drehen der Anlaufsstange, um das Eisen aufzuwickeln, große Anstrengung. Um so mehr ist die Mäßigkeit der Schmiede zu loben. Morgens genießen sie eine Brodsuppe, Treserek genannt, mit Butterbrod, Mittags Kartoffeln, nicht immer mit Fleisch, und Abends Kaffee mit gebratenen Kartoffeln und Butterbrod. Das Getränke ist, außer Treserek und Kaffee, klares Wasser, und Bier und Brandewein kommt nicht in einen Osemundshammer, obgleich der Schmied des Sonntags bei seinem Kirchgange einen guten Schluck nicht verschmäht. Bei dieser frugalen Lebensart sind die Osemundsschmiede ein kräftiger Menschenschlag.

Die Osemundsschmiede war früher blos auf die Drath-Fabrik berechnet. Sie lieferte das Eisen in Stangen von ca. 7' Länge und 12 Pfd. Gewicht. Diese Stangen wurden in Handschmieden der Länge nach gespaltet, zugespitzt, unganze Stellen geschweißt und so dem Drathzuge unter dem Namen „Schmiededrath" überliefert.

Vormals behauptete die Stadt Lüdenscheid das Recht, den Schmiededrath allein verfertigen zu dürfen, wodurch mit Altena ein Rechtsstreit entstand, der jedoch im Jahr 1686 verglichen wurde.

Als im Bergischen und später auf der EnnepERstraße und in den Kirchspielen Lüdenscheid und Halver sich Kleineisen-Fabriken etablirten und das Bedürfnis eines vorzüglichen Materials sich herausstellte, legten sich einige Osemundshämmer auf die Darstellung schwererer Eisenstücke, als die Drathfabrik erforderte, und so entstand die Klüppelosemundschmiede. Sie liefert die Stäbe bis zu einem Gewicht von 50 Pfd. und nähert sich schon mehr der Stabschmiederei. Diese Stäbe werden in Breitehämmern zu Sägeblättern, Pfannen und Schippen ausgebreitet. In der neuesten Zeit bezieht auch Serrains Klöppel-Osemund und wird daraus Maschinentheile, die viel Festigkeit haben müssen, verfertigen lassen. Seit das Eisen in Drathwalzen dem Drathzuge vorgearbeitet wird, werden auch in den Drath-Osemunds-Hämmern die Stäbe schwerer als früher verfertigt.

Eine Verordnung des Herzogs Wilhelm vom 2. November 1659, wodurch auf geführte Klage der Altenaischen Drathfabrik zu Verhütung des Holzmangels die Vermehrung der Osemundshämmer untersagt wurde, beweist, daß schon zu dieser Zeit die Staats-Regierung die Wichtigkeit beider Fabriken erkannte und daß man schon damals einen Holzmangel befürchtete, obgleich in dem angrenzenden Churköllnischen (Herzogthum Westphalen) noch lange nachher das Holz fast werthlos war. Als dabei später den Bewohnern des platten Landes, welche Besitzer eines Osemundshammers waren, die Militair-Pflichtigkeit erlassen wurde (die Fabrikstädte waren davon frei), erhielten die Hämmer einen enormen Werth und kamen fast ganz in den Besitz dieser Landbewohner.

Die Hämmer liegen an den Waldbächen des Altenaischen und Iserlohnischen Kreises, die mehrsten in den Kirchspielen Lüdenscheid, Werdohl, Halver und Kierspe, und im Amte Plettenberg. Mehrere sind eingegangen und in andere Werke umgestaltet worden.

Die Eisendrathfabrik hatte ihren Sitz in Altena, Iserlohn und Lüdenscheid, die Stahldrathfabrik in Altena. Durch verschiedene Verträge, welche gesetzliche Kraft erhielten, waren jeder Stadt die Drathsorten angewiesen, welche sie verfertigen durfte. So machte Lüdenscheid die groben, Altena die mittleren und Iserlohn den Kratzendrath, wozu Altena das Material in reinem Mitteldrath lieferte. In Altena und in den mit dieser Stadt in einem Verbande stehenden Dörfern Dahle und Evingsen war die stärkste Drathfabrik.

In Iserlohn hat die Drathfabrik schon vor Erfindung des Pulvers existiert, wie solches aus der Panzerzunft-Ordnung zu ersehen ist. Von Drath wurden die Panzerhemde gefertigt. Als der Gebrauch derselben aufhörte und die Panzerfabrik in Verfall gerieth, wurde im Jahre 1615 die Kratzendrathfabrik von Aachen herüber geholet und bald zog Iserlohn solche ganz an sich.

Neubau erworbene Grundstück befinde sich außerhalb des Dorfes Oestrich ungefähr 1000 Schritte von der christlichen Kirche entfernt an einem offenen Feldwege. Es ständen keine polizeilichen Bedenken, keine Benachteiligung des Gemeindeinteresses oder Belästigungen oder Benachteiligungen der benachbarten Gemeindeinsassen der Ausführung des Synagogenbaues entgegen.

Am 26. März berichtete Holtschmit der Regierung über diese Aeußerungen, indem er noch hinzufügte, daß in den langen Jahren, da die Synagoge neben der Kirche gestanden habe, niemals Störungen des christlichen Gottesdienstes vorgekommen seien, daß der Gemeinderat dem Bau freundlich gegenüberstehe, daß der einzige Nachbar Wilke am Ufer ganz einverstanden sei und die nächste Synagoge zu Limburg ³/₄ Stunde von Oestrich entfernt sei, ein Weg der für die alten Juden zu beschwerlich sei.

Damit gab sich die Regierung zufrieden und ordnete nur noch an, daß eine ordentliche, bevollmächtigte Vertretung der Judengemeinde erwählt werde (Synagogenvorstand). Dieser Vorstand kam unter Aufsicht des Bürgermeisters Holtschmit am 21. April 1842 zu Stande. Er setzte sich zusammen aus dem Vorsteher der israelitischen Gemeinde Salomon Aron, Moses Samuel, Isaac Joseph, Nathan Marcus und Moses Josef. Darauf erfolgte die Genehmigung zum Bau durch den König Friedrich Wilhelm IV. am 12. Juli 1842. Am 24. September d. J. kam diese Nachricht an die Judengemeinde zu Oestrich.

Zwischendurch scheint das Projekt in Oestrich noch einmal gefährdet gewesen zu sein. Der Gemeinde zu Limburg war die Bildung einer neuen Judengemeinde in Oestrich, die mit dem Tempelbau verbunden war, durch die ihr eine Anzahl Gemeindeglieder verloren ging, wenig angenehm. Sie plante plötzlich einen Erweiterungs- oder Neubau ihrer Synagoge. Dann hätten die Oestricher zu diesem Bau beitragen und ihren eigenen Plan darangeben müssen. Wenn auch der Bürgermeister am 17. August 1842 an den Landrat schrieb, daß aus dem Limburger Plan wohl nichts werden würde, so wurde doch der Oestricher Bau durch dieses Zwischenspiel verzögert.

Endlich am 10. Februar 1843 wurde die Ausschreibung des Baues beantragt. Am 18. Februar wurden die Bedingungen ausgeschrieben und zwar mit einer Veranschlagung der Baukosten auf 1152 Reichsthaler. Am 24. Februar 1843 war der Verding im Lokale des Gastwirts Viehoff. Es wurde geboten in prozentweisem Nachlaß gegenüber der veranschlagten Bausumme. Die höchsten Prozente Nachlaß, nämlich 9 Prozent, bot der Unternehmer Caspar Diedrich Schulte. Er erhielt den Zuschlag. Er muß aber wohl Angst vor seiner eigenen Courage bekommen haben, denn er wollte den Vertrag plötzlich nicht unterschreiben. Der Nächstfordernde war H. D. Liesenhoff mit 7 Prozent unter Kostenanschlag. Er hat den Bau ausgeführt. Die Schmiedearbeiten wurden Friedrich Moritz Holtschmit in Elsey, die Dachdeckerarbeiten Johann Helmering von dem Pillingserbach, die Zimmerarbeiten Joseph Tilgert in Oestrich übertragen. Am 1. Januar 1844 sollte der Bau fertig sein.

Wann das Gebäude wirklich fertig geworden ist, kann aus den vorliegenden Akten nicht ersehen werden, wahrscheinlich wohl noch im Jahre 1843. Die Einweihung des neuen Gotteshauses war ein großes Fest für die Judenschaft der ganzen Umgebung und auch die christlichen Oestricher, welche an der Feier teilnehmen wollten. In feierlichem Zuge wurden die heiligen Geräte aus dem alten gottesdienstlichen Lokale in die neue Synagoge überführt und ein Festgottesdienst gehalten. Alle Feiernden wurde reichlich in der Wirtschaft Viehoff mit Speis und Trank bewirtet. Der Trank bestand ausschließlich aus Tresterbranntwein, dem stark zugesprochen wurde.

1846 weigerte sich Aron Aronstein in Letmathe, 1852 Meyer Wertheim, 1854 Herz Friede, den wöchentlichen Groschen zur Abtragung der Schuldsumme zu bezahlen. Ein Prozeß gegen diese Drückeberger wurde durch den Vorsteher Moses Hirschfeld eingeleitet und wahrscheinlich auch gewonnen. Interessant ist, daß nach den vorliegenden Akten in der Zeit kurz nach dem Bau die Juden, offenbar auf Anordnung der Regierung, neue Familiennamen angenommen haben. Die alten israelitischen Namen, die Vornamen wurden auch als Hausnamen gebraucht, gaben zu Verwechslungen manchen Anlaß. So finden sich seit 1846 eine ganze Reihe der neuen von den Juden gewählten Namen. Nach den Akten kommen folgende Namen damals in Oestrich vor: Aronstein, Hirschfeld, Friede, Adler, Wertheim, Koppel, Neugarten und Guthmann, von denen 1841 noch keiner vorhanden war.

1857 wurde ein Schulbau an die Synagoge beschlossen und genehmigt. Er scheint nicht ausgeführt zu sein. Wahrscheinlich haben die Judenkinder, wie es wenigstens in meiner Jugend Brauch war, die evangelische Schule besucht und nur den Unterricht in Religion und Hebräisch bei ihrem Lehrer, der zugleich Cantor und Schächter war, gehabt. Der damalige Judenlehrer, zu unsrer Zeit ein alter eisgrauer, würdiger Mann, hieß, wenn ich mich nicht irre, Rosenkrantz. Er wohnte bei Aronstein, jetzt Wilhelm Treude.

Ein Jude verschwand aus Oestrich nach dem andern. Die Lebensbedingungen waren in unserem Ort nicht mehr so günstig für Handelsleute wie früher. Manche hatten etwas unter die Füße bekommen und wollten ihre Kraft und ihr Geld, zumal freie Bewegung für die Juden seit 1848 nach allen Seiten hin erlangt war, besser und gewinnbringender anlegen, als das in dem kleinen abgelegenen Oestrich möglich war. Die letzten Reste der einst so stattlichen jüdischen

mund. Die Reichsacht über den Grafen Friedrich wurde in feierlicher Versammlung ausgesprochen, oder, wenn sie in Nürnberg schon ausgesprochen war, erneuert, Eigen- und Lehengut ihm abgesprochen, letztere als erledigt den Lehnsherren zugewiesen, das Eigengut den nächsten Verwandten; die Dienst- und Lehensleute von dem ihm geschworenen Eide entbunden, sein Weib zur Witwe, seine Kinder zu Waisen erklärt. Der neue Erzbischof ließ verkünden, daß er demjenigen tausend kölnische Mark zahlen werde, der ihm den Mörder gefangen überliefere.

Von Frankfurt zog der kölner Elekt nach erfolgter Belehnung durch den König, mit den Gebeinen seines ermordeten Vorgängers nach Mainz weiter, wohin der päpstliche Legat Bischof Konrad von Porto und Rufina, der selbst mit Engelbert befreundet gewesen war, auf den Advent ein Konzil anberaumt hatte ²). Mehrere Bischöfe und viele Aebte waren dort unter seinem Vorsitz versammelt. Durch den Tod Engelberts auf tiefste bewegt, pries der Legat die Verdienste des Verstorbenen, erklärte ihn für einen Märtyrer und stellte ihn gleichzeitig den übrigen Bischöfen als (warnendes?) Beispiel hin, die ihre Verwandten mit den Gütern ihrer Kirchen zu belehnen und die Augen zuzudrücken pflegten, wenn diese die Kirchengüter verschleuderten. Zugleich wurde von dem Legaten Konrad und von sämtlichen anwesenden Prälaten über Friedrich von Isenburg der Kirchenbann ausgesprochen und befohlen, daß der Bannspruch in allen dem Legationsbezirk Konrads angehörigen Kirchen, also innerhalb der Bistümer Köln, Trier, Mainz, Bremen und Magdeburg, jeden Sonntag unter Auslöschung der Lichter verkündigt werde, u. z. nicht gegen den Grafen allein, sondern auch gegen alle, welche irgendwie beim Morde beteiligt waren oder die Mitschuldigen schützen oder mit ihnen verkehren würden. Während der Mainzer Kirchenversammlung wurden von den Legaten Briefe von zwei Brüdern des Isenburgers vorgebracht, die der Mitschuld an dessen Verbrechen verdächtigt waren, nämlich von den Bischöfen Dietrich von Münster und Engelbert von Osnabrück. Während jener alle Teilnahme an dem Verbrechen abstritt und sich zur kanonischen Rechtfertigung erbot, ersuchte der andere den Legaten, ihn zum Bischof zu weihen. Der Kardinal erklärte, lieber schonen als strafen zu wollen, wofern sie sich nur von dem auf ihnen lastenden Verdachte reinigen könnten. Dazu setzte er ihnen einen Tag zu Lüttich, wo auf Mariä Lichtmeß ein weiteres Provinzial-Konzil abgehalten werden sollte.

Als sie dort erschienen, erhob sich in der Versammlung der Prälaten wiederum, wie auf dem Nürnberger Hoftage, ein heftiger Streit über die Schuldfrage. Der friesische Abt Emo vom Kloster Bloemhof in Wittewierum, der persönlich auf der Lütticher Versammlung anwesend war, berichtet ³), daß die Mitschuld des münsterischen Bischofs als feststehend angesehen worden sei, weil einer seiner Dienstleute, Heribert von Rinkerode, — sicher doch auf Veranlassung seines Herrn — an der Ermordung Engelberts teilgenommen habe; die Schuld des Osnabrücker Bischofs scheint als geringfügiger angesehen worden zu sein, sodaß eine förmliche Anklage gegen ihn nicht erhoben wurde. Denn nachdem der Kardinallegat die Sitzung mit wenigen Worten eröffnet hatte, erhob sich sofort der Osnabrücker Scholaster Ulrich und verteidigte seinen Herrn in einer glänzenden Rede in der er ihn gegen die böswilligen Verdächtigungen seiner Feinde in Schutz nahm. Gegen den münsterischen Bischof aber wurde von den kölnischen Ministerialen und von Graf Gerhard von Geldern, dem nächsten Blutsverwandten des Erzbischofs, die Anklage erhoben. Die Verhandlung wurde aber bald so erbittert, daß ein allgemeiner Wirrwarr entstand und die Sitzung abgebrochen werden mußte. Nur dadurch konnte der Kardinal die Weiterführung der Verhandlungen ermöglichen, daß er am nächsten Tage scheinbar die Stadt verließ, aber heimlich zurückkehrte und mit den anwesenden neun Bischöfen allein hinter verschlossenen Türen weiter beriet. Abt Emo kann daher über das Ergebnis der Untersuchung nicht zuverlässig berichten. Die Schuld ist aber anscheinend nicht einwandfrei bewiesen worden, denn es wurde dem Angeklagten auferlegt, sich durch den Reinigungseid von sieben Bischöfen zu rechtfertigen. Da diese aber die Eideshilfe verweigerten, wurden beide vom Amte suspendiert. Die endgültige Entscheidung wurde dem Papste überlassen.

So brachen denn die beiden Bischöfe und mit ihnen Friedrich von Isenburg, der sich inzwischen bei seinen Freunden, so u. a. eine Zeitlang beim Grafen von Tecklenburg, verborgen gehalten hatte, am 7. März nach Rom auf. Der Papst scheint beide Bischöfe als der Teilnahme an der Verschwörung gegen Erzbischof Engelbert überführt betrachtet zu haben, denn beide wurden abgesetzt; aber es scheint doch auch in Rom eine mildere Auffassung der Sache geherrscht zu haben, als in Köln, denn durch ein päpstliches Schreiben vom 11. Januar 1227 erhielt Bischof Engelbert nicht nur reichliche Einkünfte angewiesen, sondern die Stifter zu Osnabrück, Münster und Verden

²) Caesarius, lib. II. cap. 13

³) Emonis Chronicon, MGSS XXIII, p. 509 ff.

verfügung sollten die Erkundigungen „unter der Hand" eingezogen werden, damit „die Römischen Katholiken solches nicht erführen". Auf Grund der Verfügung und der darauf fußenden Anweisung des Drosten Stephan von Neuhoff vom 21. Februar 1665 untersuchte Richter Hermann zur Megede den Stand des Religionsbekenntnisses und der geistlichen Benefizien in Deilinghofen im Jahre 1609 und 1624. Der Landesherr, Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Große Kurfürst genannt, hatte vor den Ständen, wie der Droste in seiner Anweisung an zur Megede bemerkt, geäußert, der Stand des Religionswesens im Jahre 1624, wo die Spanier das ganze Land inne gehabt hätten, könne für ihn, trotzdem die Bestimmungen des Westfälischen Friedens zum Reichsgesetz erhoben waren, nicht maßgebend sein, sondern der Besitzstand von 1609. Ein Reichsfürst, der sogar als Kurfürst eine der sichersten Stützen des Reiches sein sollte und mußte, setzte sich also bewußt über ein Reichsgesetz hinweg!

Richter zur Megede lud aus dem ganzen Kirchspiel eine Menge Zeugen, alle lutherischer Konfession, vor. Von ihnen sagte der etwa 77 Jahre alte Dietrich Schulte**) zu Riemke unter Eid aus, soweit er denke, habe im Kirchspiel Deilinghofen nur lutherische Religionsübung geherrscht. Die Renten und Einkünfte der Kirche waren im Kirchspiel. Er selbst sei über 30 Jahre Kirchmeister gewesen und habe die Renten mit erhoben. Er gedenke des sechsten Deilinghofer lutherischen Pfarrers. Der erste Pfarrer sei Johann Sutorius gewesen, welcher seines lutherischen Vorgängers Heinrich Langen (vordem katholischer Pfarrer s. o.) Witwe geheiratet habe. Die lutherische Religion wäre unter dem Drosten Lappe, welcher über 40 Jahre Amtmann gewesen und schon vor 1600 abgetreten sei, eingeführt worden. Einst wäre bei Pfarrer Langens Zeiten der Dechant von Menden, Herr Berthold, mit einem Wagen, welchen zwei weiße Pferde gezogen, wie sein Vater Johann Schulte in Riemke, Vinzenz Bodlemann u. a. ihm erzählt haben, vor das Dorf Deilinghofen gekommen, um Meßhafer zu holen. Die Dorfleute seien daraufhin zusammengetreten und ihm außerhalb des Dorfes am Potthofe entgegengekommen. Auf des Dechanten Frage, was solcher Rumor bedeute, hätten sie geantwortet, Droste Lappe wäre im Dorfe und hätte Schützen bei sich. Wenn er, der Dechant, gedächte, seine Pferde zu behalten (!), möge er nicht säumen. Darauf hätte der Dechant seine Pferde gewendet und hätte sich mit vollem Rennen durchs Apricker Feld seines Weges nach Menden begeben. Im Apricker Feld sei ihm aber das Scheffel vom Wagen gefallen. Der Dechant hätte es liegen gelassen und es auch nicht wieder bekommen. Die Eisenbande des Scheffels befänden sich noch in Apricke in des Zeugen Hause. Nachdem Sutorius 1622, als die Lothringer im Vorjahre in Deilinghofen gewesen seien, gestorben sei, habe der Pastor von Gerkenthall im Kirchspiel eine Zeitlang gepredigt. Als die ersten Burgunder Ende 1622 oder Anfang 1623 in Deilinghofen einquartiert gewesen, habe der Gemeinde ein aus dem kölnischen Lande, von Meschede, gebürtiger katholischer Geistlicher aufgedrungen werden sollen. Die Kirchspielseingesessenen hätten aber dagegen zu Düsseldorf oder Cleve durch eine Abordnung, an welcher er, der Zeuge, selbst teilgenommen, sich verwandt und den Bescheid erhalten, der Geistliche solle sie zufrieden lassen. Sie hätten darauf von dem Geistlichen in Iserlohn erwirkt, daß Bertram Fischer von Ostern bis Michaelis den Dienst versehen habe. Das wäre zur Zeit gewesen, als Johann Bindel und andere an der Pest, welche die Burgunder dahin gebracht hätten, gestorben seien, 1623 im Vorsommer. Auf Michaelis sei dann vom Kurfürsten Johann Störing als Pfarrer eingesetzt worden, welcher des sel. Pastors Johann Sutoris Tochter geheiratet habe. Dessen Nachfolger sei Eberhard Osterforth gewesen und dann der jetzige Pastor Bernhard Hülshoff, welcher alle Renten und Einkünfte der Pastorat ruhig erhoben und genossen hätte. Auf dem adligen Hause Clusenstein wäre vor 70 und mehr Jahren Jobst von Wermingsen lutherisch gewesen bis zu seinem Tode. Der jetzige Pächter des Hauses Apricke wäre katholisch, ebenfalls die Frau M. Wrede zu Riemke und Jobst Paschedags Ehefrau zu Apricke. Sonst seien alle Einwohner lutherisch dort.

Ein anderer Zeuge, der etwa 72jährige Jobst Grewe, genannt Püttmann zu Deilinghofen, sagte im wesentlichen dasselbe aus. Unter dem Geistlichen Gerkenthall, fügte er hinzu, habe sich Hermann im Geste aus dem kölnischen Lande vor der Predigt eindrängen wollen. Der hätte den Deilinghofern damals den Schlüssel zur Kirche gestohlen und sich des Wegs nach Hemer zum Drosten Ovelacker ***) begeben. Die Frauen seien ihm aber nachgelaufen und hätten ihm den Schlüssel wieder abgenommen. Er selbst sei, nachdem die Kirchspieleingesessenen, Adlige und Hausleute, sich entgegengesetzt, nicht wieder gekommen. Störing und die folgenden Pfarrer wären vom Kirchspiel berufen und vom Landesherrn eingesetzt worden.

Dasselbe bekundeten auch noch andere Zeugen. Wilm Pieper bekundet noch, daß zeit-

**) In der Inschrift der Deilinghofer Kirchglocke von 1652 als „died. schult zu rimkirchen" genannt.

***) Der fürstlich klevische und märkische Rat, Stallmeister und Droste zu Altena und Iserlohn Diedrich Ovelacker zum Grimberg kaufte im Jahre 1606 die Güter Haus Hemer und Haus Höcklingsen und erbaute 1611 das jetzige Haus Hemer.

zu bringen. Zum ersten Mal wird Deilinghofens Kirche genannt im liber valoris, einem „Verzeichnis der angeblichen Erträge oder der Einkünfte einer jeden kirchlichen Würde, eines jeden kirchlichen Amtes, jeder Pfarrkirche jeder Kapelle — nebst der Berechnung des zehnten Teiles dieses Ertrages“ aus dem Jahre 1313, das 1828 unter den Pergamenten des Xantener Stiftes durch Dr. Binterim und Dr. Mooren gefunden und in dem Werke: „Die alte und neue Erzdiözese Köln“ veröffentlicht wurde. Der liber valoris unterrichtet uns näher über die Einteilung der Erzdiözese Köln während des Mittelalters. Im westfälischen Anteil der Erzdiözese finden wir unter § 7 die Decania in Attendarne, das Dekanat Attendorn verzeichnet. Unter den 24 kirchlichen Gemeinden, die dieses Dekanat bildeten, wird Deilinghofen genannt. Der Mendener Pfarrer, der das Prädikat „Erzpriester“ führte, hatte das ius patronatus und ius investiturae (Patronats- und Pfarreinführungsrecht) für Deilinghofen. Der liber valoris bietet — seinem Zweck entsprechend als Matrikel zur Berechnung des Zehnten — auch Angaben über das Pfarrer-Einkommen von St. Stephanus aus dem Jahre 1313. Der Pfarrer hatte danach ein Einkommen von 5 Mark (Silbers). Die Kirche, die später (wann ist noch unbekannt) zur Pfarrkirche erhoben wurde, war dem Erzmärtyrer Stephan ausgeweiht, dessen Bild sich bei der Umstuhlung im Jahre 1860 noch vorfand. Die Pfarrei umfaßte die Ortschaften Deilinghofen, Aprick, Riemke ,Klusenstein und Bäingsen. Im Jahre 1562, ein Jahr vor der Einführung der Reformation in Deilinghofen, wurde im Pfarrorte ein Nonnenkloster erbaut. Auch nachdem die Gemeinde den Glauben der Väter verlassen und die Lehre Luthers angenommen hatte, blieben die Nonnen katholisch.*) Die letzten Klosterfrauen starben an der Pest, die im Gefolge des Dreißigjährigen Krieges auch nach Deilinghofen gekommen war und an die Klosterpforte geklopft hatte, im Jahre 1636. Das verlassene Kloster ging mit seinen Besitzungen an die evangelische Gemeinde über. Im Jahre 1767 wurde an der Stelle, wo das Kloster gestanden hatte, das jetzige evangelische Pfarrhaus gebaut, wie eine Inschrift über der Haustür besagt.

Durch den märkischen Drosten Lappe**) wurde im Jahre 1565 unter dem Pfarrer Heinrich Langen die Reformation eingeführt. Mit ganz geringen Ausnahmen — außer dem Nonnenkloster werden in Zukunft nur drei katholische Frauen im Kirchspiel genannt — nahm die ganze Gemeinde die Lehre Luthers an. Die Pfarrkirche mit ihren Besitzungen und Einkünften ging in den Besitz der neugebildeten evangelischen Gemeinde über. Später — um 1365 — entstand im Verfolg der Bestimmungen des Westfälischen Friedens von 1648, der dem Dreißigjährigen Kriege ein Ende bereitete, Streit um das Kirchenvermögen. In Artikel 5 § 14 des Friedensvertrages von Osnabrück zwischen der Kaiserlichen Majestät, dem Deutschen Reiche und der Königlichen Majestät von Schweden heißt es: „Was die unmittelbaren geistlichen Güter betrifft, sie seien, welche sie wollen, so sollen dieselben mit allen ihren Einkünften von denjenigen, es seien katholische oder Augsb. konfessionsverwandte Stände, welche dieselben am 1. Januar des Jahres 1624 im Besitz gehabt haben, so lange ruhig und ungestört besessen werden, bis man sich über die Religionszwistigkeiten mit Gottes Gnade verglichen hat“. Somit war also für den Besitz kirchlicher Güter der Besitzstand vom 1. Jan. 1624, des sog. Normaljahres, maßgebend. Kirchlicher Besitz, der 1624 in evangelischer Hand war, blieb es, wie umgekehrt damaliger katholischer Besitz katholisch blieb. Nach den Angaben der wenigen Katholiken des Amtes Hemer, die aber seit 1650 in dem katholischen Freiherrn von Brabeck auf Haus Hemer einen mannhaften und energischen Verteidiger ihrer Interessen gefunden hatten, wurde 1609 (dem Jahre des Uebergangs der Grafschaft Mark und damit auch Deilinghofens in den gemeinschaftlichen Besitz von Brandenburg und Pfalz-Neuburg) und 1624 (dem „Normaljahr“) in Deilinghofen katholischer Gottesdienst gehalten ***), ebenso waren die Nonnen des Deilinghofer Klosters alle katholisch (s. o.). Von evangelischer Seite wurden die Angaben der Katholiken bestritten. Um Klarheit in die Rechtslage zu bringen, wurde von Seiten der brandenburgischen Regierung unter dem 10. Februar 1665 von Dorsten aus eine Untersuchung durch den brandenburgischen Richter Hermann zur Megede*) aus Iserlohn angeordnet. Unterzeichnet ist die Anordnungsverfügung durch die brandenburgischen Räte Freiherr von Spaen, Werner Wilhelm Beispiel und Adolf Wusthaus. Die angeordnete Untersuchung konnte aber unmöglich die Rechtslage klarstellen, da nur e i n e Partei gehört werden sollte, denn nach der Regierungs-

*) Sie hatten in Zukunft immer noch katholischen Gottesdienst (in der Pfarrkirche, die vielleicht Simultankirche geworden war?), der von einem Priester, der den Amtstitel „Rektor“ führte, gefeiert wurde. In einer Urkunde des Pfarrarchivs Sümmern wird gegen 1610 ein Everhard Witte, vordem Rektor in Deilinghofen, genannt.

**) Kaspar Lappe zur Ruhr erhielt durch seine Frau Elisabeth van Ense, genannt Barnhagen, Tochter des Drosten Hermann van Ense, genannt Barnhagen, zu Iserlohn, im Jahre 1558 das Rittergut Edelburg (Gemeinde Bech).

***) 1623 und 1624 lagen in Deilinghofen katholische Spanier und Burgunder in Quartier. Daß diese auch katholischen Gottesdienst abhalten ließen, liegt auf der Hand.

*) Die Familie zur Megede besaß im 17. Jahrhundert ein bürgerliches festes Haus in Deilinghofen.

Die Drahtfabrik war in den Händen vieler Fabrikanten (Reidemeister), wodurch eine Concurrenz entstand, die um so nachtheiliger war, als man keine direkte Absatz-Quellen hatte. So lange der westphälische Handel in den Händen Dortmunds als Mitglied der Hanse war, wurde der Drath dahin verkaufet, bis später in Iserlohn Handlungshäuser entstanden, die bald mit allen Ländern Europas verkehrten. Der Nutzen der Drathfabrik gerieth somit in die Hände der Kaufleute (Versender) und dem Reidemeister mochte kaum soviel übrig bleiben, als er zu seinem nothdürftigen Lebensunterhalt bedurfte. Mehrere Versuche, der Drahtfabrik Einheit und Consistenz zu geben, hatten keinen besonderen Erfolg, bis im Jahr 1744 durch die Bemühungen des Landrichters und Oberbürgermeisters (Goecke) unter dem Vorsitz zweier Königlicher Commissarien in Altena jene Stapel-Verfassung zu stande kam, die ganz zeitgemäß, in der Geschichte der Drathfabrik Epoche macht und die bis zur Fremdherrschaft fortgedauert hat. Sie vereinigte die einzelnen Fabriken zu einem Ganzen nach dem Motto der Altenaischen Bürgerfahne „Einigkeit macht stark“, erhob sie zu einer bedeutenden Wichtigkeit und verbreitete einen vorher nie gekannten Wohlstand. Leider hat man zu lange an den Statuten festgehalten, ohne sie zeitgemäß abzuändern, wodurch später so harte Verluste entstanden sind.

Die Grundzüge der Altenaischen Stapel-Verfassung waren folgende: Eine Aktien-Gesellschaft von 100 Aktien (Stämmen) übernahm, mit dem nötigen Fond versehen, unter der Firma „Eisendrathstapel“ nicht allein den Debit des Draths, sondern leitete auch die Fabrikation. Zu dieser Gesellschaft wurden nur reidungsberechtigte Altenaische Bürger zugelassen, nemlich solche, die einen unbescholtenen Ruf hatten und von einer Altenaischen Familie abstammten. Fremde, die sich in Altena niederließen, mochten sie auch noch so reich sein und noch so viel Ahnen aufzuweisen haben, waren nicht reidungsberechtigt. Hierauf wurde strenge gehalten.

Aller Drath, welcher in Altena, Dahle und Evingsen gefertigt wurde, mußte bei schwerer Strafe an den Stapel geliefert werden. Dieser repartierte den Bedarf unter die Reidemeister mit Rücksicht auf den Besitz von Grobzügen, wodurch diese und weil neue nicht angelegt werden durften, einen hohen imaginairen Werth erhielten. Mehr als der Stapel verlangte, durfte nicht gefertigt werden. Die Gesellschaft verkaufte nun an ihre Mitglieder, sodaß, wenn ein Altenaisches Handlungshaus, was nicht Stapel-Interessent war, oder ein auswärtiges Drath haben wollte, solchen durch ein Mitglied des Stapels mußte kaufen, oder wie man es nannte, p a c k e n lassen, was dann gegen geringe Provision besorgt wurde. Der Verkauf geschah gegen Comptant oder gegen kurzes Ziel und Stapel-Cours (20 Gl.-Fuß), und die Zahlung mußte in vollwichtigen französischen Cronthalern (dicke Tonnen) oder Berl. Thlr. geschehen. Wechsel wurden nicht angenommen.

Die Verkaufspreise bestimmte der Stapel nach Maßgabe der Produktions-Kosten und Handlungs-Conjuncturen, jedoch immer so, daß sowohl der Gesellschaft als den Reidemeistern ein bedeutender Nutzen übrig blieb. In der glänzendsten Periode des Stapels wurde sogar auf jedes Stück Drath (9¼ Pfd.) ein extra Nutzen von 4 ß geschlagen und daraus ein Fond gebildet (4-Stüber-Fond), aus dem man Lehrer-Gehälter, Brücken- und Wegebauten u. dergl. bestritt. Da neben dem Stapel kein Drath fabricirt werden durfte, die preußischen Unterthanen bei Strafe ihren Bedarf von ihm nehmen mußten, und auswärtige Fabriken nicht von der Bedeutung waren, große Aufträge effectuiren zu können, so konnte die Gesellschaft solche Bestimmungen durchführen. Bei der einfachen und sparsamen Lebensart der Bürger bildete sich in Altena bald ein wohlhabender, ja reicher Mittelstand.

Der Drath durfte nur von Osemund gefertigt werden. Ein Reglement bestimmte, wieviel und welche Sorten aus einer Karre Schmiededrath geliefert werden mußten, und setzte zugleich die Arbeitslöhne fest, wobei die Arbeiter alles übrige Material, als Glühholz pp. selbst anzuschaffen hatten. Von diesen Bestimmungen durfte nicht abgegangen werden. Auch durften keine neuen Drathwerke angelegt und in ihrem Mechanismus sowie in der Fabrikation nichts geändert werden. Versuche zum Fortschreiten würde man ohnehin als eitle Projektemacherei verlacht haben. Der Stapel war auf den Standpunkt der damaligen Fabrikation und der bestehenden Drathwerke bestimmt, und so konnte die Wahrheit, daß Freiheit die Seele aller menschlichen Thätigkeit ist, keine Geltung haben. Es war nichts leichter, als ein Drath-Reidemeister zu sein. Es waren dazu wenig Fond, keine technische und merkantilische Kenntnisse erforderlich, sogar konnte einer Schreibens unerfahren und doch ein Reidemeister sein, der eines ansehnlichen Gewinnes sicher war. Der Stapel war gleichsam der Vormund, der alles überwachte. Folgender Fall mag zum Beweise dienen: In einer Prozeßsache sollte ein Reidemeister seine Bücher aufs Rathaus bringen. Wie erstaunte der Richter, als der Mann mit einer großen, mit Römischen Zahlen beschriebenen Stubenthür erschien und erklärte, daß dieses seine Buchführung seie.

Nach Maaßgabe des Drathbedarfs bestimmte der Stapel den Bedarf an Osemund. Alle Jahr auf dem sogenannten Pflichttage wurde in Lüdenscheid der Preis des Osemunds mit Rücksicht auf die Roheisen- und Holzkohlen-Preise festgesetzt und der Bedarf der Drathfabrik auf die Hämmer repartirt. Jeder Hammer mußte das ihm zugetheilte Quantum liefern, sogar die Klöppel-Osemundshämmer, obgleich sie nicht auf die Darstellung von Drath-Osemund eingerich-

mir auch! 50 bis 60 Jahre hindurch zogen sonntäglich treue israelitische Beter aus Oestrich und Letmathe in hohen Schabbescylindern den Beil hinauf, um zu beten zum Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs. Mit dem Wegzuge des letzten Oestricher Juden Philipp Cahnfeld, der aus priesterlichem Geschlecht stammte, erlosch die Herrlichkeit und das Dasein der einst so starken jüdischen Gemeinde bis auf den letzten Rest. Nur die Erinnerung an die Zeit, da die Juden eine bedeutsame Rolle in unsrem Orte spielten, ist geblieben. Sie wird festgehalten durch die Bezeichnung für unseren Ort, die man damals geprägt hat: „Judenöstrich“. Ueber den Bau dieser Synagoge will ich berichten.

Lange schon sind eine Anzahl von Juden in der Grafschaft Hohenlimburg ansässig gewesen. Die Gnade der Grafen von Limburg gewährte ihnen Schutz, wofür sie nicht unbedeutende Abgaben an die Limburger Herrschaft zahlen mußten. Gegen 1790 war die Zahl der Juden in Oestrich so gewachsen, daß sie sich ein gottesdienstliches Lokal schufen und zwar zwischen unserer Kirche und der Gastwirtschaft Viehoff. Dort stand ein altes Haus, in dem sie einen Raum für jährlich 15 Reichstaler mieteten. Es war kein glänzendes Gebäude, wohl das Gegenteil, aber „Die Schwalbe hatte ein Haus gefunden und der Vogel sein Nest, nämlich Deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott“. Ungefähr 50 Jahre hindurch pilgerten die Juden den Weg zu ihrem Tempel, der friedlich neben unserem Gotteshause stand. Immer schiefer wurden die Wände, immer löcheriger das Dach, immer baufälliger der ganze Bau, immer enger die Räume bei dem Wachstum der Gemeinde. Ihnen war es ein Heiligtum trotz der mangelhaften Verfassung. Da sagte ihnen eines Tages im Jahre 1840 der Eigentümer ihres Bethauses, der Wirt Heinrich Viehoff: „Ich breche die alte Bude ab. Sorgt, daß Ihr einen anderen Tempel bekommt“. Schon länger hatten sich die Oestricher Juden mit diesem Gedanken vertraut gemacht. Sie hatten seit 8 Jahren ein kleines Kapital von 500 Thalern gesammelt. Sie waren alle keine reichen Leute. Jeden Sonntag hatte jedes erwachsene Gemeindeglied einen Silbergroschen für den Bau eines Gotteshauses zum Opfer gebracht. 44 Mitglieder zählte 1841 die jüdische Gemeinde, (darunter 6 Kinder unter 14 Jahren) 29 männlichen, 15 weiblichen Geschlechts. Fast alle wohnten in Oestrich, nur einige in Letmathe. Mit wenigen Ausnahmen (Gutmann, Löwenstein, Meier und Jordan) trugen sie damals noch die alten Stammesnamen als Hausnamen: Aron, Jakob, Salomon, Josef, Moses, Cain, Samuel, Isaac, Noah, Levi, Simon, Markus, David, Michael. Von Beruf waren die meisten Handelsleute, einige Glaser und Anstreicher.

So reichten sie am 21. März 1841 eine Bitte bei dem damaligen Bürgermeister von Limburg Holtschmit in Elsey ein, ein Gebäude errichten zu dürfen, welches einen Raum für den Gottesdienst, eine Schulstube und ein Zimmer für den Lehrer in sich faßte. Ein Grundstück hatten sie schon von dem Liesenhoffs Kotten, dessen Besitzer damals Johann Friedrich Niemeyer war, für 6 Thaler pr. Courant in Erbpacht genommen. Der Maurermeister Liesenhoff hatte den Bauplan gemacht und den Kostenanschlag aufgestellt. Letzterer betrug 971 Thaler 26 Sgr. 6 Pfg. Den 500 Thaler übersteigenden Betrag wollten leihweise darreichen: Die Handelsleute Salomon, Aron, der Vorsteher der Synagogengemeinde, Moses, Samuel, Moses Joseph, Isaac Joseph, und der Glaser Nathan Marcus. Als Sicherheit sollte ihnen das zu errichtende Gebäude dienen. Zur Tilgung der Schuldsumme sollten die Gemeindeglieder weiterhin wöchentlich 1 Silbergroschen so lange zahlen, bis die ganze Summe bezahlt war. Am 13. September versammelten sich auf Einladung sämtliche Mitglieder der Judengemeinde in dem Geschäftszimmer des Bürgermeisters Holtschmit in Elsey und verpflichteten sich durch Unterschrift, die verlangten Lasten zu tragen.

Nun ging die Angelegenheit weiter ihren vorschriftsmäßigen Weg an die höheren Behörden. Die Herren bei der Regierung in Arnsberg zogen die Stirne kraus: Wie dürfen die Juden es wagen, ohne Erlaubnis ein Grundstück zu kaufen? Wahrscheinlich ist das mit dem Bau der Synagoge nur ein Vorwand, um Grund und Boden in jüdischen Besitz zu bringen, was doch nicht gestattet ist.“ Flugs kam die Rückfrage in diesem Sinne an den Bürgermeister und durch ihn an die Judengemeinde. Die Juden beteuerten, daß sie nur zum Zwecke des Synagogenbaus das Niemeyersche Grundstück gekauft hätten. Es sei in Oestrich — schon damals — sehr schwer, ein geeignetes Grundstück zu erwerben. Sie hätten sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen dürfen und geglaubt, daß ihnen die Errichtung eines Bet- und Schulhauses für das alte unbrauchbare nicht verweigert werden könne.

Die Bedenken der hohen Regierung gegen den Bau waren noch nicht zerstreut. Am 26. Februar kam ein zweiter Erlaß: „Es soll noch einmal genau ermittelt werden, ob das Grundstück auch wirklich für den Bau der Synagoge verwendet werden solle und nicht für andere Zwecke. Stehen auch keine polizeilichen Bedenken irgendwelcher Art diesem Bau entgegen? Beklagen sich auch keine Nachbarn des zukünftigen Tempels über die Errichtung dieses Bethauses? Wird auch der christliche Gottesdienst im Ort nicht durch die jüdische Concurrenz gestört?“

Alle diese weisen und vorsorglichen Bedenken der Regierung in Arnsberg wurden zerstreut. Am 23. März 1842 geben die Gemeinderäte J. D. Koch und Späing gt. Drees bei dem Bürgermeister Holtschmit zu Protokoll, daß das Lokal, welches die hiesige jüdische Gemeinde über 50 Jahre zur Synagoge benutzt habe, unmittelbar an dem christlichen Gebäude liege. Das ...

bekamen sogar den Befehl, ihn im Falle einer Vakanz zum Domherrn zu wählen.5) Im Jahre 1239 wurde er sogar wieder Bischof von Osnabrück, und als er gleich darauf nach Rom reiste, hat man ihm dort nicht nur keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt, sondern ihm die Weitererhebung der Einkünfte gestattet. Bischof Dietrich von Münster dagegen hat keine Gelegenheit gehabt, sich zu rechtfertigen wie sein Bruder; er ist bereits wenige Monate nach seiner Absetzung — am 22. Juli — fern der Heimat an einem unbekannten Ort gestorben nnd begraben worden. Aber in Münster, der Hauptstadt seines Stifts, blieb auch er in gutem Andenken. In der Vorhalle an der Südseite des Domes dortselbst ist sein Standbild angebracht;6) er ist mit einer gotischen Kasel angetan und hält mit beiden Händen einen Grundstein samt Spruchband, auf dem in lateinischen Hexametern zu lesen ist, daß er am Fest der hl. Magdalena, also am 22. Juli, Bischof geworden, an demselben Tag den Bau der Domkirche begonnen, die Feier des Magdalenentages in seinem Bistum eingeführt habe und an dem nämlichen Tage gestorben sei; das trifft auf Bischof Dietrich von Isenburg zu. Befremdlich ist nun, daß der der Mitschuld eines Mordes bezichtigte und durch den Papst abgesetzte, in der Fremde gestorbene Bischof in seiner ehemaligen Kathedrale durch ein prächtiges Standbild als der Gründer des Domes gefeiert und mit einem Spruchband versehen ist, dessen Wortlaut das Schicksal des Mannes nicht ahnen läßt. Aber so befremdlich das auch erscheinen mag, so stellt doch das Standbild, ein trefflich gearbeitetes Werk von sprechender Naturwahrheit und hoher künstlerischer Schönheit, den Bischof Dietrich von Isenburg wirklich dar. Die Lösung der Schwierigkeit liegt in der Entwicklung der Ereignisse. Während unmittelbar und in den ersten Jahren nach der Ermordung Engelberts die Abneigung gegen die ganze Familie des Uebeltäters so stark war, daß selbst die an der Untat ganz unschuldigen Brüder Dietrichs, die Mitglieder des münsterischen Domkapitals waren, von ihren Kollegen abgestoßen wurden und allem Anschein nach längere Zeit sich von Münster fernhielten, mußte die allgemeine Stimmung zu Gunsten der schwer Verfolgten umschlagen, als Papst Gregor IX. 1235 zum Schutze des abgesetzten Osnabrücker Bischofs Engelbert eintrat und ihm schließlich im September 1239 wieder zum Bischof von Osnabrück machte. Auch seine übrigen noch lebenden Brüder kamen wieder in den Besitz ihrer früheren Aemter. So wurde endlich auch das Andenken Dietrichs III von der Makel gereinigt, die an seinem Namen haftete. Die Leiche ward aus dem Exil nach Münster gebracht und, wie der Befund beim Durchbrechen einer Tür im Jahre 1886 ergab, im Dome an der nördlichen Giebelwand des östlichen Querschiffs beigesetzt.7) Der das Grab schließende Stein zeigt im Relief die Gestalt des Bischofs. Nach fachmännischem Urteil können die Gebeine Dietrichs erst, nachdem sie geraume Zeit in der Erde geruht hatten, also nach mindestens etwa zwanzig Jahren, im Dome eingemauert worden sein. Um diese Zeit also ist die Reliestafel auf dem Grabe entstanden. Das führt in die Regierung Bischof Ottos II. von der Lippe, der Anfang November 1247 den bischöflichen Stuhl zu Münster bestieg. Er war ein Verwandter Dietrichs; von irgendwelcher Verstimmung gegen seinen einstens verfemten Vorgänger ist keine Rede mehr. Daraus ergibt sich, daß das treffliche Standbild Dietrichs III. von Isenburg in der südlichen Vorhalle des münsterischen Domes wahrscheinlich nicht vor 1247, dem Regierungsantritt Ottos II., entstanden ist.

Schon vor der Lütticher Kirchenversammlung waren die Gebeine des verblichenen Erzbischofs, dessen Ruf als Märtyrer schon durch ganz Deutschland ging, durch den Kardinallegaten Konrad im Dome zu Köln in einem prächtigen Grabmale neben dem Denkmale seines ebenso ruhmwürdigen Vorgängers Philipp von Heinsberg unter Teilnahme einer unzähligen Menge Volkes jeden Standes, Alters und Geschlechts beigesetzt worden.

Wie seine Brüder eine mildere Beurteilung ihrer Handlungsweise in Rom fanden, so scheint auch Friedrich von Isenburg, der in ganz Deutschland als der Mörder des Erzbischofs, seines Verwandten, verschrieen war, eine mildere Beurteilung seiner Tat gefunden zu haben; wenigstens wird von zwei Quellen angegeben, daß er vom Papste absolviert worden sei;8) selbst der Mönch von Heisterbach sagt nur, daß er in Rom nicht die Verzeihung gefunden, die er gewünscht habe;9) es ist aber ganz selbstverständlich, daß er in Rom mit einer Kirchenstrafe belegt wurde, auch wenn er sonst Verzeihung erlangte. Der Graf kehrte darauf nach Deutschland zurück, wohl in der Hoffnung, nachdem er sich mit der kirchlichen Strafgewalt abgefunden hatte, hier wohl auch seine Lösung von der

4) WUB V, 335.
5) Michael, Gesch. d. deutschen Volkes, Bd. 5 S. 123 ff.
6) Tibus, das Grab Bischof Dietrichs III (Münster), 1886

7) Annales S. Ruodberti Salzburg, MGSS IX, p. 783. Chron. pontif. et imp. Rhenense, Neues Archiv, Bd. 4, S. 74.
8) Caesarius, lib. II, c. 17.
9) Caesarius, lib. II, c. 17.

let waren und daher von Drath-Osemundshämmern kaufen mußten. Die Drathfabrik war also wegen dem Bedarf an Osemund gesichert, ohne dagegen eine andere Verpflichtung gegen die Osemundsschmiede zu haben, als daß sie den Osemund bezahlen mußte, der geliefert wurde. Man hat daher, und nicht ganz mit Unrecht, die Drathfabrik als eine Schmarotzerpflanze der Osemundsschmiede bezeichnet.

Eine Zeitlang war in Altena auch eine Niederlage von Osemund unter der Firma „Osemundsstapel'. An diesen Stapel mußte der Osemund geliefert werden, und von ihm erhielt der Drath-Reidemeister seinen Bedarf.

Uebrigens hatte der Stapel ein wachsames Auge auf die Qualität des Draths. Der Altenasche Drath zeichnete sich vortheilhaft aus, besonders durch spezifische Leichtigkeit, durch Zähigkeit und Glanz.

Die Fabrikations-Art des Drathes war folgende: Der Osemund wurde, wie schon gesagt, in Handschmieden zum Schmiededrath gefertigt. Den Schmiededrath zog der Grobzieher bis zu Schleppendrath, diesen der Kleinzieher bis zu Mitteldrath und aus diesem der Feinzieher (Winner) fertigen Drath. Die groben Drathsorten bis zu Mitteldrath, die als fertige Ware in den Handel kamen wurden in Lüdenscheid und der Kratzendrath in Iserlohn gefertigt.

Auf einen tüchtigen Grobzieher wurde in Altena viel gehalten, wodurch diese Arbeiter eine große Meinung von sich erhielten. Der Grobzieher trank des Sonntags seinen Schnaps nicht mit einem Handwerker oder einem anderen Fabrikarbeiter, kaum mit einem Feinzieher. Am übelsten kam hiebei die achtbare Schneider-Profession fort, und eine schlechte Fischart, welche in der Lenne vorkommt, wird in der Gegend von Altena noch jetzt „Schnieder" genannt und von den Fischern gewöhnlich mit den Worten „et es men een Schnieder" weggeworfen.

Der Altenaische Stapel wurde von Zeit zu Zeit prolongiert, aber die Statuten leider! nicht zeitgemäß geändert. Ein Hauptfehler der Verfassung war, daß man den Drathwerken einen hohen imaginairen Werth gab, wie ihn auch die Osemundshämmer hatten. Solche Fabrikwerke waren die Perle in einer Erbschaft und die sicherste Hypothek. Sie kamen selten zum Verkauf und wurden immer enorm bezahlt, denn nach einem solchen Kleinod trachtete jeder. Sodann war es ein Hauptfehler, daß alles Fortschreiten gehemmt, ja untersagt war.

In Iserlohn und Lüdenscheid waren auch Stapelverfassungen, jedoch hier die Drahtfabriken bei weitem nicht so wichtig als in Altena.

In der letzten Zeit vor der Franzosenherrschaft nahm die Drathfabrik ab. Das Lager häufte sich, weil man sowohl die Osemunds- als die Drathpreise zu hoch stellte und dadurch die Anlage auswärtiger Fabriken (z. B. in Hachenburg) hervorrief, die nun mit Altena in Concurrenz traten. Dabei war der Drath nicht mehr von der Güte wie früher. Theils mogte dieses daran liegen, daß die Qualität des Material-Eisens abgenommen hatte, theils an nicht so guter Beaufsichtigung des Stapels und besonders auch daran, daß die Blume des Draths die Nähnadelfabrik kam, welche, 1787 durch die Bemühungen des Landrichters und Staatsanwalts (Goecke) eingeführt, eine bedeutende Wichtigkeit erlangt hatte.

Wie der bisherige so glückliche Erfolg bei der Stapel-Gesellschaft den Glauben an Unfehlbarkeit erzeugte und zu Irrthümern verleitete, mag als Beweis dienen, daß man, als das Lagerhaus sich gefüllt hatte, ein zweites baute, um noch mehr Drath anhäufen zu können, statt die Preise herabzusetzen und die auswärtige Concurrenz dadurch niederzudrücken.

So war die Drathfabrik im Jahre 1806 in einer mißlichen Lage, und die Conjuncturen schlecht. Als nun nach dem Tilsiter Frieden die Grafschaft Mark mit dem Großherzogthum Berg vereinigt wurde und mit Einführung der französischen Gesetzgebung Gewerbefreiheit eintrat und damit alle die den Osemundshämmern und Drathwerken anklebenden Monopole und Gerechtigkeiten plötzlich aufhörten, da zerfiel die Stapel-Verfassung und entstanden ungeheure Verluste. Altena allein mag an seinen Drathwerken und an Stapel-Capital über eine halbe Million Thaler verloren haben. Der Stapel gerieth dabei in verwickelte Prozesse, und das ganze Aktien-Capital ging verlohren!

Die Stadt Altena war in dieser Zeit in einer schlimmen Lage. So schwere Verluste, wenn sie so plötzlich entstehen, sind nicht so leicht zu verschmerzen. Dabei lag die Drathfabrik ganz darnieder, und nur wenig Werke wurden betrieben. Hätten die Drathzieher nicht bei der Nadelfabrik Arbeit und Verdienst gefunden, sie wären in die traurigste Lage gekommen.

Die Drathfabrik schien nun ganz verlohren zu sein; aber wie ein Phönix aus der Asche ist sie wieder entstanden, u. z. ungleich wichtiger und bedeutender als zur Stapelzeit. Es wird zwei Drittel mehr Drath gefertigt als früher, wie aus folgender Berechnung hervorgeht: In der glänzendsten Stapelzeit wurden jährlich verdebitirt 2000 Stück Drath (9³/₄ Pfund). Gegenwärtig sind in schwunghaftem Betrieb im Kreise Altena 6 Drathwalzen, im Kreise Iserlohn 3, in Hamm 1; die Drathwalze zu Uetterlingsen bei Werdohl lieferte im Jahre 1836 1136 Karren Walzdrath a 1030 Pfund. Angenommen, daß jede Walze durchschnittlich nur fertigt 600 Karren, so liefern die 10 Walzen jährlich 6 000 Karren Walzdrath.

Aus jeder Karre werden gemacht 100 Stück Drath, aus den 6000 Karren also 600 000 Stück, also mehr als früher 400 000 Stück oder zwei Drittel.

Dabei sind in Eschweiler, Gemünd und Warstein bedeutende Fabriken etablirt. Rechnet man diese hinzu, so kann man annehmen, daß

jährlich wenigstens 8 000 Karren Walzdraht und daraus 800 000 Stück Drath in Rheinland und Westphalen gefertigt werden. Zu den 8 000 Karren Walzdraht sind erforderlich 8 800 000 Pf. Stab- und Osemundseisen und zu diesen 4400 Wagen Roheisen. Da nur inländisches Stab- und inländisches Roheisen zu Drath verbraucht wird, so ist die Drathfabrik von der höchsten Wichtigkeit für den Hütten- und Hammerbetrieb in den beiden Provinzen.

Nachdem die Stapelverfassung aufgehört hatte oder auch schon einige Jahre vorher, fing man an, den Osemund statt wie bisher in Handschmieden, in Reckhämmern der Drathfabrik vorzuarbeiten, und so wurde das Eisen unter dem Namen „Reckedrath" dem Grobzuge überliefert. Dieses war doch ein Fortschritt. Es wurde nun auch Siegensches Stabeisen zu Reckedrath verarbeitet, wobei jedoch Unterschleife stattfanden, indem der Reckschmied das Stabeisen nicht immer allein verkaufte, sondern solches unter den Osemund mischte. Der erste Reckedrath wurde in Elverlingsen von Blechabschnitten gefertigt.

Das Bedürfnis einer durchgreifenden Verbesserung der Drathfabrik stellte sich immer mehr heraus. Besonders erschwerten die Zangenbisse den Absatz der groben Drathsorten, und der Kratzendraht stand gegen den französischen sehr zurück.

Im Jahre 1818 unternahmen die damaligen Besitzer des Elverlingser Werkes eine solche durchgreifende Verbesserung der Drathfabrikation, indem sie eine Eisenspälterei nebst Drathwalze anlegten. In der Spälterei wurde das Eisen in Ruthen gespaltet, sodann die Ruthen unter stählernen Walzen dünner und rund gewalzt. Auf diese Art wurde der Drathfabrik bedeutend vorgearbeitet, und der Grobzieher fiel fast ganz fort. Die Bemühung der Unternehmer fand Anerkenntnis. Nachdem Se. Excellenz der Herr Finanzminister von Berlin mit dem Herrn Oberpräsidenten von Vincke Excellenz das Werk besucht hatten, wurde der Bau einer Strecke durch das Lennethal von Altena nach Elverlingsen nebst Brücke über die Lenne zugesagt, und die königl. Regierung in Arnsberg aufgefordert, über die zugleich beantragte Fortsetzung der Straße bis Rönkhausen gutachtlich zu berichten.

Später wurden zuerst in Eschweiler und dann in Elverlingsen Drathwalzen nach der Art, wie sie jetzt bestehen, gebaut und die Drathwerke anders eingerichtet. Die Fabrikationsart bei der Drathfabrik ist jetzt folgende: Die Stab- und Osemundhämmer liefern den Drathwalzen das Eisen in Stäben von zirka 1 Zoll Quadrat. Diese Stäbe werden durch Wasserscheren in Stücke von 8 bis 20 Pfd., je nachdem das Walzwerk Kraft hat, eingetheilet. Die Stücke werden in einer Hitze bis zur Dicke eines irdenen Pfeiffenstiehls rund gewalzt, aufgerollt und dann dem Drathzuge übergeben. Der Walzdraht wird auf Polderbänken (Wäschen) zuerst gewaschen, dann in den Zug gebracht und während dem Zuge in Vitriol-Beitze gebeizt, mehrmalen in dicht verschlossenen eisernen Kesseln geglüht, in den Spitzen von Buchenholz-Reisern geräuchert, gewaschen und so zu fertigem Drath gezogen. Statt Grob- und Kleinzieher-Bänke hat man jetzt Rollzüge. Im Ganzen ist die Drathfabrikation sehr vervollkommnet, sowohl hinsichtlich einer viel wohlfeileren Produktion, als auch wegen besserer Qualität des Fabrikates. Die groben Drathsorten haben keine Zangenbisse und der Kratzendrath wird von vorzüglicher Qualität geliefert. Indessen mögen die Drathwalzen noch verbessert und der Walzdrath mit den nämlichen Kosten dünner gewalzt werden können.

Bei weitem der mehrste Drath wird jetzt von Stabeisen gefertigt, nur einige Drathwalzen im Kreise Altena verarbeiten Osemund. Große Parthien Stabeisen werden aus dem Schletter Thal bezogen, wodurch die dasigen Gewerke einen Ersatz für den schlechten Gang der Eisenspaltereien erhalten, obgleich sie die Zeiten noch nicht vergessen haben mögen, wo es in den Briefen der Holländer fast ein stehender Satz war: „Schikt wat gi könnt en trekt wat gi wilt!"

Auf dem Nachrother Pudlingswerk fertigt man auch Drateisen, was für viele Drathsorten von guter Qualität sein soll.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß die für das ganze Eisengewerbe in Rheinland-Westphalen so wichtige Drathfabrik stets grünen und blühen und ein Eigenthum dieser Provinzen bleiben möge.

Vicinus

Der Bau der Judenkirche in Oestrich 1843.

Wem unter uns alten Oestrichern wäre sie nicht noch gut in Erinnerung: die Synagoge, der Judentempel am Beil? Sie mutete uns Kinder immer als etwas Besonderes, Fremdartiges, nicht Bodenstämmiges an. Mit immer neuem Interesse besahen wir uns das Aeußere des jüdischen Gotteshauses, gerne lugten wir durch die Fenster in das Innere, wo wir den großen Kronleuchter in der Mitte erblickten, der so schöne Prismengläser lieferte, die in allen Regenbogenfarben schillerten, und den sonst so kahlen Raum und den geschmückten Altar mit dem geheimnisvollen Allerheiligsten. Gerne ließen wir uns auch mal durch befreundete Judenjungens mit hinein nehmen auf die Gallerie, die den Ungläubigen zur Verfügung stand, stiegen die Treppe hinauf, von welcher, wie wir uns erzählten, die Leichname der am Sabbat verstorbenen Israeliten heruntergeworfen wurden, hörten dem Gebetsmurmeln zu und ließen uns erzählen von der Liturgie bei Sterbefällen: Grüß mir Vater Abraham! Mir auch, mir auch

Reichsacht d... ... können. Bei seinem Schwager, dem ... Heinrich von Limburg, glaubte er, vorläufig Schutz zu finden. Aber auf dem Wege dorthin wurde er zwischen Huy und Lüttich von dem Ritter Balduin von Gennep verräterischerweise gefangen genommen. Nach der einen Ueberlieferung wurde er trotz seiner Verkleidung als Kaufmann mit zwei Begleitern von einem Manne erkannt, der ihn vorher in Rom gesehen hatte; dieser verriet ihn dem Ritter Balduin von Gennep, der ihn dann gefangen nahm; nach der anderen Ueberlieferung hatte dieser den Gebannten bei sich zu Gaste geladen und nahm ihn bei dieser Gelegenheit fest; auf jeden Fall geschah die Gefangennahme ‚hinterlistiger Weise'. Der Ritter von Gennep lieferte den Isenburger für eine Belohnung von 2100 Mark dem Grafen Gerhard von Geldern als kölnischem Stiftsvogt und nächstem Verwandten des getöteten Erzbischof aus, der ihn dann dem Erzbischof Heinrich von Molenarck übergab. Am 11. November 1225 war Engelberts Leichnam nach Köln gebracht worden. Genau an demselben Tage des folgenden Jahres wurde sein Mörder durch das entgegengesetzte Tor gebunden in die Stadt geschleppt.

Nach dreitägiger Haft mußte Friedrich von Isenburg den Weg zum Richtplatz vor dem Severinstore in Köln antreten. Er zeigte sich reuig, beichtete, bekannte öffentlich seine Schuld und erzählte alle Einzelheiten, die übrigens auch durch die Aussagen seines Schreibers Tobias und anderer, welche zugegen waren, festgestellt worden sind. Der Graf wurde zu Boden geworfen und hielt seine Glieder einzeln dem Henker zum Zerbrechen hin. Er hat sechzehn Schläge mit dem Beile in den Nacken ausgehalten, nachdem ihm schon Arme und Beine von dem Henker zerbrochen waren. Zum Staunen der versammelten Menge kam kein Laut der Klage oder des Schmerzes über seine Lippen. Aufs Rad geflochten, lebte er noch bis zum andern Morgen, betete unaufhörlich und forderte die Umstehenden auf, daß sie Fürbitter seien für seine arme Seele. ‚Vielleicht', sagt Caesarius, ‚ist ihm durch das Verdienst des Märtyrers Engelbert, welcher sterbend für seine Feinde gebetet hat, diese Gnade gewährt worden.'

Seit der Untat am Gevelsberge war in Köln der feierliche Kirchengesang eingestellt worden. Jetzt, nachdem der Urheber des Verbrechens verschieden war, hatte die Trauer ein Ende, und die Geistlichkeit stimmte ein feierliches ‚Großer Gott, wir loben dich' an.

Friedrichs Mitschuldige erlitten, soweit sie bald nach der Tat gefaßt wurden, die Todesstrafe. Schon am vierten Tage nach der Untat nahm Heinrich von Limburg, jetzt auch Graf von Berg, einen der Uebeltäter in Deutz gefangen und ließ ihn erbarmungslos auf einer Rheininsel angesichts der Stadt Köln durchs Rad hinrichten. Bald darauf wurde ein zweiter ergriffen, den man in Fesseln nach Köln brachte; hier wurde er an Pferde gebunden, die ihn in grauenvoller Weise durch die Straßen der Stadt schleiften. Dann zerschlug man ihm mit dem Beile die Glieder und flocht ihn vor den Mauern aufs Rad. Aehnlich sollen zwei weitere Schuldige anderwärts bestraft worden sein. Der Rest der Uebeltäter, Ritter wie Knechte, verließ daraufhin aus Furcht vor einem gleichen Schicksal Haus und Hof und irrte in der Fremde umher.[10] Aber, nachdem der Hauptschuldige seine Strafe erlitten, kamen die in geringerem Grade Beteiligten oder nur der Mitschuld Verdächtigen glimpflicher davon; es scheint sogar, daß sie sich durch einen Reinigungseid von aller Schuld freimachen konnten.

*

Peiter, dai Täuwerer.

Nu well ick ug en Stücksken vetellen ut nem Düärpken, wat nit wyit van Plettmert liät. Den Namen segg ick nit, diän mait yi raohen. Ick maole ug twai oder drai ganz fyine nette Keerelker op et Papier und dohinner op en kleinen Plack ne ganße Masse Büegel: Wiepesteertker, Hannepnuisker, Kikike, Niettelenkünige, Hahnemänekes un Drozelen; nu raot maol.

In düsem Duarpe is en Mann, diämme alt van wyidem an saihn kann, dat hai Peiter hett, Syin Schryifname is Gulbi. Asau Peiter Gulbi dat is en heilebarsken Keerel, dai alles kann un saugar et Zaubern versteiht. Jä, Zaubern, dat is ne graute Kunst, dai den Paiter mannige halve Kanne Fusel kostet hiät, bet hai alles richtig van syime Meister in düsem Fach, dem Faust te Albaum, opschnappet harr. Dawer niu is de Peiter en waohren Diusendkünstler. Hai kann Daiwe verdryiwen, Blaut futbutzen, Fuier iutblaosen, Tannewäih verspräken un sau födder. Aower, — un nu miärket syine Hauptkunst! — vüär allen kann hai prügeln un saugar dautmaken alle, dai iähm be'tuoilen oder op irgend äine Wyise iärgert hett, äinerlei, of häimlik oder nit häimlik, of hai se kennet oder nit kennet, of sau Schelme naogeoni sind oder wit af. Biu düt taugeiht, dat söll yi hören.

Et was Kaisersgeburtsdag. Peiter harr den ganßen Büörmiddag met Kattenköppen dem Kaiser tau Ahren schuatten, sau wahne, dat käine Ratte imme Dinges bläif un de Hauhner alt ümme elf Juhr tau Bedde gengen. Amme Nummedage laggde hai sich en döftigen Ham-

hummel tau, schlaug syine Flinte oppen Nacken un genk op de Jagd. Imm Biärge daoh hai naumaol sau'n daipen Zug iut der Pulle, dat syine Knaihaken tehaupe klappeden, as en Taskenmesser, un de ganße Peiter fell unnern Busk un slaip; syine Flinte laggte niäben jämme.

Nit lange harr sik Peiter sau dao rekt, dao kam Philipp des Wiäges daihiär met Strauh unnern Armen. Dai besaoh sik iän, dann syine Pulle — kluk, kluk, kluk, liäg was se — un de Flinte. Fix makede hai en Keerel iut diäm Strauh, met dem Peiter syinem Haut op dem Kopp un de liäge Pulle in der äinen Hand, in der annern en Ziärl, bao oppe stond: „Braust, Peiter!" un satte düsen Oihmen strack op vüär den Peiter. „Niu Flinte, kumm!" saggte Philipp dann un hai kratzere met iähr aff nao'm Wäiert, diäm Klesen Hannes, bao Peiter syin Quatteier byi harr. „Hännes," saggte Philipp. „dauh dai Flinte fut, düt giät en Spaß."

Ümmentyit dao kam Peiter auk in ter Stuawe rin te wackeln. „Denket ug maol an," saggte hai, „myine Flinte is wiäg, un auk de Snaps is iut der Pullen!" — „Ao bat, bao is dyi dat dann verkummen?" fraogeden sai. — „Jao," saggte Peiter, „ik wor düsen Naomiddag op der Jagd maihe un kam in't Nucken; as ik de Augen wiär op reyit, konn ik droige un aohne Puister häime gaohn. Bai dat aower daohn hiät, dai sall auk nau gewahr weeren, baorümme! Diän Pülster well ik wuall wiär kriegen, dat söll yi seihn!" un hai schneit sau'n schröcklick Gesichte, dat diäm Hannes syine Katte un syin Ruie iut diär Stuawen kruipen un iärk twai Doge nit wiär seihn leiten.

Op Austern genk Peiter vüör Sunnenupgank riut un haalde sik ne „Düiwelsgaißel", dat is ne Schlaihdören, dai Peiter op düsen Dag ächterärß saiken un op der Eere met äinem Zug affrieten mochte — sau stont in syime Zauberbaikelken eschriäwen. Auk droffte me daobyi kaimes begiägnen un kain Menske droffte de „Gaißel" anpacken, süß waor de Peiter swuart; baorümme daoh hai se vüörsichtig in syiner Kiste.

Op Austermaondag Nummedag harr de Klesen Hännes de ganße Stuawe vull Gäste. Philipp was auk derbyi. Et was schoin Wiär daobiuten, un de friske Luft konn düär de aoppnen Fenster rin taihn. Dao op äinmaol gonk et op der Kamer üöwer der Stuawe: Schwup! schwupp! schwupp! un liuter schwupp! Daotüsker hrten sai allemaol wat nüeseln, un dann wiär: swupp! swupp! swupp!

„Jöses, Hännes, bat is dann dat?" fraogeden de Gäste.

„Stille!" saggte Hanes, „de Peiter bestraofet syinen Snaps- un Flintendaiw; hai hiät Rock un Weste iuttuagen un kloppet op syime ägenen Tuige met der Duiwelsgaißel rümme; dat wil dai Keerel faihlen können, dai dat daohn hiät. Niu, Philipp, wäitst de, bat diu te dauhne hiäs, wann saugliek de Peiter wiär rinne kümmet!"

„Ah sau!" schmunzelten de Gäste, un sai verstonnten diän Kaul.

Nit lange, dao kam Peiter in ter Stuawe un saoh sik ümme; alle weeren se mobil byi iährem Gläsken Schnaps oder Beier, ments dä Philipp saggte allemaol: Ooh! allemaol: Aah!, dann: Auuhh! un dann: Wauuh! Hai genk van äiner Schinken op de annere sitten, taug syin Miuhl halle rechts, halle links, wiärleikede met diäm Gesichte op hell un op duister, schnäit Fratzen as en Briloner Aapen, trampelde met den Fäuten un helt syin Liew faste, päck sick op den Kopp un streik sick üawer den Rüggen un jäiwede sau kattenjämmerlich, dat Hannes opsaoh un saggte: „Näi, Philipp, niu segg myi doch maol ümme des Diusendes Guarres willen, bat is dyi doch? bis te krank oder bat fäihlt dyi?"

„Jao," ankede Philipp, „ik gaoh ratz daut; ik faihle mik terschunden un terschlagen; üawerall daiht et myi waih; dütmaol drink ik gewiß myin leßte Schnäpsken!"

„Hi, hi, hi," lachede Peiter daohinnen in ter Ecken häimlik, un hai helt sick de Hand vüärt Gesichte, dat me't nit saihn soll. Dann stond hai op und genk naumaol op syine Kamer. Dütmaol gafften et aower Hiebe un Knälle sau wahne un schröcklick, ase wann en Stall vull Kögge tebuasten oder ase wann ner Uargel vull Piepen de Hals taudrägget wäor.

„Biewra, zittera, maledetti Halunki!" las Peiter iut syime Häxenbaikelken, un hai hoggte drop ase op Mist, dat syine Haore dampeden. Endlik haorte hai op un kam naumaol in de Stuawe, gerade froih genaug, ümme den Philipp unner'n Diß fallen te saihn.

„O, krumme Kait! de Philipp geiht ter tau!" raip Hannes, „kummet! helpet!" Un veier Mann päcken Philipp op un dräggden iähn tüsken iärk häime. Aaower dao gengen dai syiwe äirste maol daohien lyien un lacheden, dat iähn de Büxen knappeden.

Am annern Muargen, as Peiter iut den Fiären sprunk, stont syine Flinte in der Ecke ächterm Schryine. „Aha!" sagte Peiter, „dai hew ik maol richtig wiär herbyiprügelt: et is iähme aower auk üörndlik byi't Liär kummen!"

(Nach dem Sauerl. Volksblatt, Olpe, Jahrg. 1886).

Der Streit um das Kirchenvermögen in Deilinghofen um 1675.

Nach archivischen Quellen bearbeitet von H. Kraas, Hemer.

Die katholische St. Stephanus-Pfarrei Deilinghofen ist von der Mendener Pfarrkirche gegründet worden. Leider sind nähere Einzelheiten über die Gründung bisher nicht bekannt;